

Das vierte Jahrhundert nach Christus im Spannungsverhältnis von Staat und Kirche

von Klaus Rosen, Bonn

»Es gibt hier aber noch eine andere Macht, welche die politische Macht überragt. Welche ist denn das? Die in der Kirche, an eben die auch Paulus mit den Worten erinnert: ‚Gehorcht euren Führern und folgt ihnen, weil sie über eure Seelen wachen, worüber sie einmal Rechenschaft ablegen müssen‘ (Hebr 13,17). Diese Macht ist nämlich um so viel höher, wie der Himmel höher als die Erde ist.«

Wer je geglaubt hat, Johannes von Antiochien habe seinen Beinamen Chrysostomos, »Goldmund«, bekommen, weil er nur fromme goldene Worte gesprochen habe, wird durch dieses Zitat aus seiner 15. Homilie zum Zweiten Korintherbrief eines Besseren belehrt.¹ Über das Verhältnis von Staat und Kirche lässt der Prediger bei seinen Hörern keinen Zweifel aufkommen. Unnachgiebig zieht er einen Trennungsstrich zwischen kirchlicher und weltlicher Macht und besteht ohne Wenn und Aber auf dem Vorrang der einen vor der anderen. Der Staat ist für die materiellen Bedürfnisse zuständig, die Kirche für die seelischen, was mit ein Grund für deren Rangordnung ist, wie Johannes wenig später in einem weiteren Vergleich unterstreicht: »Wie groß daher der Unterschied zwischen Körper und Seele ist, so groß ist der Unterschied zwischen der einen Macht und der anderen.«² Die Seelenführerin Kirche hat die Philosophie abgelöst, die sich allerdings nie als institutionelle Gegenmacht zum Staat verstanden hat. Im Eingangszitat ist noch eine kaum auffallende sprachliche Besonderheit bemerkenswert: Der Verfasser spricht nicht von der »Macht der Kirche«, sondern von der »Macht in der Kirche«. Er meint die Macht der im nachfolgenden Pauluszitat genannten Führer, der Bischöfe also, denen die Christen folgen sollen. Johannes hielt die 15. Homilie zum Zweiten Korintherbrief wie wohl die meisten anderen Homilien zum Alten und Neuen Testament zwischen den Jahren 386 und 398, als er Presbyter in seiner Heimatstadt Antiochia war, die er dann als Bischof der Hauptstadt Konstantinopel verlassen musste. Ein knappes Jahrhundert zuvor, im Jahr 303, hatte Kaiser Diocletian beschlossen, die Christen, »die Feinde der Götter und Widersacher der staatlichen religiösen Traditionen«, zu vernichten. Gedrängt wurde er dazu von seinem Unterkaiser Galerius und einer christenfeindlichen Mehrheit im Kronrat in Nikomedien.³ Eine reichsweite, von der staatlichen Verwaltung organisierte Verfolgung begann. Es war die schwerste, die das Christentum in seiner fast dreihundertjährigen Geschichte erlebte.

Das Jahr 303 und die beiden letzten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts sind die Eckpunkte einer welthistorischen Entwicklung, die aus der gedemütigten christlichen Religion eine *ecclesia triumphans* machte. Allerdings verlief weder der Weg dorthin gerade aufwärts, noch war der Gipfel, auf dem die Kirche anlangte, ein Thron, von dem aus sich bequem regieren ließ. Mit dem Aufhören der Verfolgung ging die Spannung zwischen Kirche und Staat nicht auf Null zurück. Es gab weiterhin Kurven, auch wenn deren

¹ PG 61, 507.

² PG 61, 509.

³ Laktanz, Über die Todesfälle der Verfolger 11,3-8.

Amplituden nicht mehr so hoch ausfielen wie während der diocletianischen Verfolgung, dem brutalsten Ausdruck der Spannung.

Schon der Stifter des Christentums hatte ja seinen Anhängern Verfolgungen prophezeit. Immer wieder hatte er sie gewarnt, dass es für sie in der historischen Zeit, also vor seiner Wiederkunft, keinen Frieden mit der Welt im allgemeinen und mit der Staatsgewalt im besonderen geben werde, mochten sie auch, wie er verlangte, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Jesus hatte mit dieser Forderung zwischen seinem Gott und dem Kaiser unterschieden und zugleich eine Rangordnung festgelegt, an der auch Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes festhielt. Sie gehörte fortan zum Grundbestand christlichen Selbstverständnisses. Johannes Chrysostomos hat sie nur ein weiteres Mal hervorgehoben. Die antiken Religionen kannten eine solche Rangordnung nicht und konnten sie nicht kennen. Denn die einzelnen autonomen Gemeinden bildeten eine gewachsene politische und religiöse Einheit, in der die uralten Kulte der heimischen Götter einen unlöslichen Teil des öffentlichen Lebens bildeten. Am herkömmlichen kultischen Bestand rüttelten selbst diejenigen Philosophen nicht, die für sich den Eingottglauben vorzogen oder überhaupt an der Existenz eines göttlichen Wesens zweifelten. Die religiöse Vielfalt änderte sich im Imperium Romanum nicht, da die Römer nur die politische Einheit wollten, aber in den hunderten von Einzelgemeinden die religiöse Autonomie innerhalb der bescheiden gewordenen lokalen Autonomie nicht antasteten. Eine Reichsreligion gab es nie, und auch dem Kaiserkult fehlte die reichsweite Verbindlichkeit. Die Römer griffen nur ein, wenn religiös inspirierte Opposition drohte; das Verbot der keltischen Druiden unter den Kaisern Tiberius und Claudius sowie die beiden Kriege gegen die Juden in den Jahre 67-73 und 132-135 sind die bekanntesten Beispiele. Das Christentum aber war ein Sonderfall. Die singuläre neuartige Religion stieß auf traditionelle kultische Gemeinschaften, und sobald sie dort eindrang, spaltete sie deren politisch-religiöse Einheit. Das war neben vielen gängigen Vorwürfen der eigentliche Grund, warum die Christen auf Widerstand in der Gesellschaft stießen und die Staatsgewalt herausforderten. Deren Maßnahmen waren zunächst lokal begrenzt. Eine reichsweite Repression gab es erstmals unter den Kaisern Decius und Valerian in den Jahren 250-251 und 257-260. Nach einer mehr als vierzigjährigen Friedenszeit eröffnete dann Diocletian im Jahr 303 die schwerste Christenverfolgung. Kluge Köpfe wie der spätere Kaiser Constantin, der damals am Hof von Nikomedien lebte und den Ausbruch der Verfolgung miterlebte, waren von Anfang an der Meinung, Diocletian werde sein Ziel, die völlige Vernichtung des Christentums, nicht erreichen.⁴ Zu zahlreich waren die Christen geworden; nach vorsichtiger Schätzung dürften sie inzwischen im Osten des Reiches zehn, im Westen drei bis fünf Prozent der Bevölkerung ausgemacht haben. Tatsächlich musste Diocletians Scharfmacher Galerius, der ihm 305 auf den Thron folgte, nach acht Jahren das Scheitern der Verfolgung eingestehen. Im Jahr 311 erließ er ein Edikt, das den Christen freie Religionsausübung gewährte. Bemerkenswert ist die Begründung des Kaisers: Während der Verfolgung konnten die Christen ihrem Gott nicht die schuldige Verehrung erweisen. Das sollten sie fortan tun und zu ihm »für unser Heil, für das des Staates und ihr eigenes beten«.⁵ Auf dem Frieden mit den Göttern, den der Kult zu sichern hatte, beruhte nach alter Auffassung die Macht Roms, und der Christengott und seine Verehrer sollten nun in dieses zweiseitige Verhältnis mit aufgenommen werden. An Galerius' Edikt knüpften die Kaiser

⁴ Eusebios, Leben Constantins 2, 49-52.

⁵ Laktanz, a.a.O. 34,1-5.

Constantin und Licinius in einer Vereinbarung an, die sie im Februar 313 in Mailand trafen. Seit Constantin am 28. Oktober 312 an der Milvischen Brücke vor Rom gesiegt hatte, war er Alleinherrscher im Westen des Reiches, und Licinius wurde im April 313 Alleinherrscher im Osten. Über Galerius hinausgehend gaben beide Kaiser den christlichen Gemeinden ihren Besitz zurück, der während der Verfolgung konfisziert war. Nachdrücklich hoben sie ihre Toleranz hervor, die alle Kulte im Reich gleichberechtigt machte. Dazu verkündeten sie, dass sie die »Höchste Gottheit« verehrten, von der sie viele Wohltaten empfangen hatten.⁶ Der neutrale Gottesbegriff *summa divinitas* erlaubte jedem im Reich, darunter seinen Gott oder seine Götter zu verstehen. Auch die stumme Rückfrage, welche wohlthätige Gottheit die Kaiser selbst meinten, ließ verschiedene Antworten zu. Solche Offenheit diente ihrer Toleranz, mit der sie Frieden und Wohlfahrt des Reiches zu sichern versprochen. Allerdings musste Constantin zu seinem Unwillen feststellen, dass ausgerechnet jetzt die Christen in seinen afrikanischen Provinzen den Frieden gefährdeten. Denn der Streit zwischen Donatisten und Katholiken, der während der Verfolgung ausgebrochen war, verschärfte sich nach deren Ende. Er gefährdete auch die Wohlfahrt, da die Versorgung Roms und Italiens vom afrikanischen Getreide abhing. Für einen römischen Kaiser war der Streit eine ungewohnte Herausforderung, weil es solchen konfessionellen Hader in den traditionellen Religionen nie gegeben hatte. Als Vermittler berief Constantin die Synoden von Rom 313 und Arles 314, wo sich jedes Mal die Katholiken durchsetzten. Auf ihre Seite stellte sich auch der Kaiser und unterstützte sie durch Geld und Privilegien für den Klerus. Damit verärgerte er die Donatisten, die überzeugt waren, die wahre katholische Kirche zu sein. Den Staat in innerkirchliche Streitigkeiten hineingezogen zu haben warfen sie ihren Gegnern von nun mehr als 100 Jahre lang vor. Denn bis ins 5. Jahrhundert zog sich der Zwist hin, der häufig in blutige Schlägereien ausartete und beiden Seiten zahlreiche Märtyrer bescherte. Weniger blutig verlief der nächste Glaubenskrieg zwischen Arianern und Katholiken, der nach gängiger Datierung im Jahr 318 ausbrach. Er veranlasste Constantin 325, das Konzil von Nicaea einzuberufen, nachdem er im Vorjahr Licinius besiegt hatte und Herrscher über das Gesamtreich geworden war. Hatte er sich seit 312 mehr und mehr dem Christentum genähert, aber die Annäherung vor allem Christen gegenüber und in kirchlichen Belangen gezeigt, so gab er sich nach seinem Sieg 324 erstmals vor der Reichsöffentlichkeit als Anhänger des Christengottes zu erkennen, dessen Hilfe er seinen Aufstieg bis hin zur Alleinherrschaft zuschrieb. Als dankbarer Diener des göttlichen Willens nahm er selbst am Konzil teil, zu dem er alle Bischöfe des Reiches eingeladen hatte. An dessen Agenda, ob Gottsohn mit Gottvater wesensgleich, *homousios*, sei oder als Geschöpf des Vaters nur wesensähnlich, *homoiousios*, war dem Kaiser nach eigenem Geständnis weniger gelegen als daran, die Einheit der Kirche zu bewahren. Denn der Beitrag zum inneren Frieden, den die Kirche leisten sollte, geriet in Gefahr, wenn ihre Bischöfe zerstritten waren und der Streit sich in ihren Gemeinden fortsetzte. Deswegen griff Constantin, wie schon im Donatistenstreit, zu einem alten Mittel römischer Kaiser: Er schickte Arius und seine Anhänger in die Verbannung, weil sie ihre Unterschrift unter das abschließende Glaubensbekenntnis des Konzils verweigerten. »Bischof für die äußeren Angelegenheiten«, *epískopos tôn ektós*, wollte er sein und die Interessen der Kirche in der politischen Welt vertreten. So modifizierte er für die Christen seine Stellung als heidnischer *pontifex maximus*, die er und seine nächsten Nachfolger nicht aufgaben. Die katholische Mehrheit der Bischöfe hatte so lange nichts gegen Constantins Eingriffe einzuwenden, als sich der Kaiser ausschließlich

⁶ Laktanz, a.a.O. 48,2-12.

für ihren Glauben stark machte. Aber schon 327 hob er Arius' Verbannung auf und plädierte für die Rücknahme seiner Exkommunikation. Wer sich seiner neuen Einigungspolitik widersetzte, bekam seine harte Hand zu spüren. Die Situation verschärfte sich, nachdem Constantin 337 gestorben war. Sein Sohn und Nachfolger Constantius II. war Arianer und betrieb mit eigensinniger Härte die Einheit der Kirche unter arianischen Vorzeichen gegen eine Opposition, die unnachgiebig auf dem *homousios* des Nicaenums bestand. Athanasius von Alexandria, Ossius von Cordoba, Hilarius von Poitiers und Lucifer von Cagliari waren die wortgewaltigen Anführer des Widerstands. Ihnen stand eine erstarkte arianische Fraktion gegenüber, die sich des kaiserlichen Wohlwollens erfreute. Gegen sie, die Homoier, wandte sich allerdings auch noch eine neue Richtung, die Anhomoier, die dem Geschöpf Jesus jeden Anteil am Wesen des Vaters absprachen. Die gut zwanzig Synoden, die zwischen 341 und 361, dem Todesjahr des Constantius, stattfanden, endeten mit dem vorläufigen Sieg der Homoier. Denn selbst die zahlreichen Verbannungen, die der Kaiser verhängte, konnten die Andersgläubigen nicht brechen. Hilarius fragte sich sogar, ob die Zeiten der Verfolgung vor Constantin für die Kirche nicht fruchtbarer gewesen seien. Im November 361 folgte Julian der Abtrünnige seinem Vetter Constantius auf den Thron. Seiner nächsten Umgebung verriet er bald darauf sein Fernziel, das Reich vom Christentum zu säubern; Diocletians Verfolgung sollte wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden. Julian hoffte, die Fehden zwischen den christlichen Konfessionen würden seinen Plan fördern, weshalb er alle verbannten Bischöfe zurückrief. Doch seine Repressalien und die Vergeltungsmaßnahmen, zu denen sich heidnische Gemeinden gegen ihre christlichen Mitbürger hinreißen ließen, führten eher dazu, dass sich die zerstrittenen Glaubensbrüder zusammenfanden. Nur die Donatisten verbündeten sich mit dem Apostaten, der sie als Helfer gegen die Katholiken in Nordafrika begrüßte. Doch dem Versuch Julians, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, machte schon nach eineinhalb Jahren der feindliche Speer ein Ende, der den Zweiunddreißigjährigen am 26. Juni 363 traf, nachdem sein Feldzug gegen das neupersische Reich gescheitert war. Nach so vielen religiösen Verwerfungen seit Beginn des Jahrhunderts legte der heidnische Redner und Politiker Themistios dem neuen Kaiser Jovian, einem maßvollen Katholiken, ein Toleranzprogramm für alle Religionen vor und lieferte die philosophische Begründung zu den guten Absichten, die Galerius 311 und Constantin und Licinius 313 verkündet hatten. Doch erneut war der Tod schneller. Jovian regierte nur acht Monate und starb im Februar 364. Aber Toleranz schien auch dem neuen Kaiser Valentinian, der ebenfalls katholisch war, die beste Leitlinie zu sein. Anders sein Bruder Valens, den er zum Mitherrscher im Osten ernannt hatte. Valens war Anhomoier, weshalb mancher katholische Bischof wieder den Weg in die Verbannung antreten musste. Kein Wunder, dass viele Katholiken die strafende Hand Gottes am Werk sahen, als der Kaiser am 24. August 378 in der katastrophalen Niederlage von Adrianopel sein Leben verlor. Valentinian, der 367 seinen achtjährigen Sohn Gratian zum dritten Kaiser ernannt hatte, war bereits 375 einem Schlaganfall erlegen. Die Armee im Westen erhob sofort nach seinem Tod seinen jüngsten Sohn Valentinian II. neben Gratian auf den Thron, obwohl der erst vier Jahre alt war. Für den Osten berief Gratian im Januar 379 den energischen Theodosius aus Spanien zum Kaiser, der strenger Katholik war. Ihm schien die Zeit gekommen, mit dem Bau eines katholischen Imperium Romanum fortzufahren, von dem gelegentlich schon Constantin geträumt hatte.⁷ Als erster Kaiser nahm er den Titel *pontifex maximus* nicht mehr an, und

⁷ Eusebios, a.a.O. 2,56-60.

Gratian legte ihn bald darauf auch ab. Am 28. Februar 380 verkündete Theodosius in einem Gesetz, das wie üblich im Namen aller drei Kaiser erlassen wurde: Alle Völker sollen in der Religion des Heiligen Petrus leben, zu der sich auch der Papst in Rom und der Patriarch in Alexandria bekennen und die lehrt, dass Vater, Sohn und Heiliger Geist eine Gottheit bilden.⁸ Mehrere Gesetze gegen Häretiker folgten, und am 8. November 392 verbot ein weiteres Gesetz im ganzen Reich jeglichen Götterkult und sämtliche heidnischen Opfer.⁹

Dieser religionspolitischen Entwicklung ging noch unter Valentinian und Valens ein neuer Aufschwung der katholischen Orthodoxie voraus, an dem die größten Theologen des vierten Jahrhunderts mitwirkten. Sie waren alle im Jahrzehnt zwischen 325 und 335 geboren, hatten also in ihrer Jugend Constantius II. und Julian erlebt, und wurden innerhalb eines Jahrzehnts, zwischen 370 und 374, Bischöfe: Basileios von Caesarea, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa im Osten sowie Ambrosius in der Residenzstadt Mailand. Man hätte meinen sollen, damit seien endlich die Voraussetzungen für eine Harmonie zwischen Kirche und Staat gegeben gewesen. Doch vor allem Ambrosius' Episkopat wurde zum klassischen Exempel dafür, dass solche Harmonie nur um einen Preis möglich gewesen wäre: Die Bischöfe hätten zu allem, was der Staat tat, ihre Zustimmung geben oder wenigstens ihre Augen zudrücken müssen. Aber Ambrosius schwieg nicht, und dank seiner geistigen Überlegenheit und seiner diplomatischen Geschmeidigkeit, seines rhetorischen Geschicks und seines die Volksmasse mobilisierenden Charismas vermochte er sich bei Zusammenstößen mit den einzelnen Kaisern – und das hieß auch: mit deren einflussreichen Beratern – immer wieder durchzusetzen. Nach seinem Selbstverständnis ging es ihm dabei nie um persönliche Macht, sondern stets um die Sache der Kirche und die Sache Gottes: »Denn ich tue niemandem Unrecht, wenn ich Gott allem gegenüber den Vorzug gebe«,¹⁰ Deswegen durfte ein Bischof selbst den christlichen Kaiser, den Untertanen Gottes, zurechtweisen: »Der Kaiser steht nämlich in der Kirche, nicht über der Kirche«, wie Ambrosius dem jungen Valentinian II. und seiner Mutter Justina, einer Arianerin, entgegenhielt.¹¹ Nichts anderes besagten auch die eingangs zitierten Worte des Johannes Chrysostomos. Man hat beide Männer, Bischöfe in einer Residenzstadt, wo sie es mit sperrigen politischen und sozialen Verhältnissen zu tun hatten, oft miteinander verglichen. Wenn das Leben des Ambrosius an äußeren Erfolgen reicher war als das des Johannes, der im Jahr 407 auf dem Weg in die Verbannung elend starb, so war der Unterschied gewiss durch ihre unterschiedlichen Persönlichkeiten und Fähigkeiten mitbedingt. Ambrosius blieb auch im Bischofsornat das politische Naturtalent, das Johannes nicht war. Dafür war der Goldmund nach einem Wort des Kirchenhistorikers H. Lietzmann »gerade für modernes Empfinden wohl die erfreulichste Persönlichkeit unter allen griechischen Kirchenvätern«,¹²

⁸ Codex Theodosianus 16,1,2.

⁹ Codex Theodosianus 16,10,12.

¹⁰ Brief 10 extra collectionem [57] 1.

¹¹ Brief 75 a [21a] 36.

¹² H. Lietzmann, Johannes Chrysostomos, in: *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften* 9 (1916) 1825.